

Schlesischer Gottesfreund

NACHRICHTEN UND BEITRÄGE AUS DEM EVANGELISCHEN SCHLESIEN



Noch ist es nur ein Modell der Bethauskirche von Schönwaldau im Park von Schloß Lomnitz. Bald aber soll sie hier neu errichtet werden. (Beitrag S. 69, Foto: Neß)

GEISTLICHES WORT		Ausflug ins Hirschberger Tal	S. 71	Breslau – Kulturhauptstadt 2016 ?	S. 76
Hoffnung auf Hoffnung	S. 66	Paul, Pauline und Rülps von Knüllrich	S. 72	BUCHBESPRECHUNGEN	S. 76
BEITRÄGE		MELDUNGEN		TERMINE/VERANSTALTUNGEN	S. 78
Schönwaldau – ein Bethaus zieht um	S. 67	„Wieder einmal ausgeflogen...“	S. 75	AUS DER LESERGEMEINDE	S. 79
Sanierungsarbeiten an der Kirche Wang	S. 71	Breslauer erzählen ihre Geschichte	S. 75	AUSSTELLUNGSEMPFEHLUNG	S. 80

Hoffnung auf Hoffnung

Ein sechzehnjähriger Junge schrieb auf die Rückseite einer Photographie (sie zeigte ihn selber) mit ungeübter Schrift den Satz: „Die Hoffnung auf Hoffnung ist verloren und ich schwinde vor Schmerz dahin.“

Ein 16-Jähriger! Der sein Leben doch noch vor sich hat! Ich bekomme viel Post – Trostloseres habe ich nie gelesen. Denn ohne Hoffnung kann kein Mensch leben. Auch Detlef konnte es nicht. An einer Überdosis Heroin ist er gestorben, sagt der Totenschein. In Wahrheit ist er an seiner Hoffnungslosigkeit gestorben.

Christ sein heißt: Hoffnung haben. Vielleicht auch nur Hoffnung auf Hoffnung. Das wäre weniger als Hoffnung, aber immerhin doch: ein Fünkchen davon, ein Hauch von Hoffnung. Denn wir haben einen „Gott der Hoffnung“. So schreibt es jedenfalls der Apostel Paulus der Christengemeinde in Rom – und uns soll diese „Definition“ Gottes als Monatsspruch durch den Monat Mai des Jahres zweitausend und elf begleiten.

Paulus beruft sich mit diesem Satz ausdrücklich auf die Bibel: „Was aber früher einmal in der Bibel aufgeschrieben wurde, das ist uns zur Lehre geschrieben, damit wir durch den Trost der Heiligen Schrift Hoffnung haben.“ Durch die Bibel. Selbstgespräche also helfen nicht. Auch fromme Einbildung hilft nicht, wir können sie uns nicht einreden. Hoffnung muß von „außen“ kommen; niemals ist sie in uns selber. Sie ist in Gott. Im „Gott der Hoffnung.“

Unser Gott ist ein Gott der Hoffnung. Wir lesen davon schon auf den ersten Blättern der Bibel. Er gibt nicht auf. Er gibt uns nicht auf. Ja, Gott hofft auf uns. Auf Adam und Eva, daß sie seinen „Garten“, diese Erde, pflegen und erhalten. Daß sie es tun in der Ehrfurcht vor ihm und in der Fürsorge für den Mitmenschen. Und als es schief geht, schützt er noch den Mörder Kain und hofft auf dessen Einsicht; und über die durch die Sintflut verwüstete Erde – neuerdings haben wir sehen können (und die Betroffenen leiden müssen), wie das gewesen sein könnte vor Urzeiten und: wie nahe solche Katastrophe uns kommen können – setzt er den Regenbogen und sein Segenswort. Und so immer weiter, die Geschichten der Bibel im Alten und im Neuen Testament beschreiben immer wieder den „Gott der Hoffnung“, wir sollten sie einmal alle unter dieser Überschrift lesen.

Und schließlich: wir bekennen Jesus Christus als den Person, als leibhaftig und wahrhaftig Mensch gewordenen

Gott der Hoffnung: „damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Weil doch Gott die Hoffnung nimmermehr aufgibt, daß wir uns ihm zuwenden könnten, daß er uns retten könne und wir ihm das auch zulassen.

Und als alles verloren scheint und auch Christus am Kreuz hängt und hernach im Grab liegt, setzt Gott das schier unglaublichste Zeichen seiner Hoffnung: den Ostermorgen, den Anfang neuen Lebens aus dem Tod heraus. Gott der Hoffnung.

Befragen wir die deutsche Grammatik, kann die Rede vom „Gott der Hoffnung“ auch anders verstanden werden. Dann ist Gott nicht Subjekt und Ursprung der Hoffnung – seiner Hoffnung auf uns, sondern Objekt und Ziel unserer Hoffnung – auf IHN.

Das steht nun als Frage vor uns: wollen wir ihn annehmen, diesen Gott der Hoffnung? Die sich uns zeigt in seinem Wort. Die sich uns zeigt in seiner Barmherzigkeit. Die sich uns zeigt in Jesus Christus.

Wo ein Mensch diesen Gott der Hoffnung den Gott seiner eigenen Hoffnung sein läßt, geschehen – darauf macht der Apostel in diesem Zusammenhang ausdrücklich aufmerksam – zwei Wunder:

* das eine Wunder ist die Verwandlung aller Verzagtheit, aller Lebens- und Sterbensängste in ein fröhliches und dankbares Gotteslob: „damit ihr einmütig Gott lobt, den Vater unseres Herrn Jesus Christus“;

* das andere Wunder aber ist unter uns nicht weniger groß und wichtig: wer selber aus der Hoffnung lebt, kann und wird anderen Menschen aufhelfen, wird aufrichten, ermutigen, trösten, erfreuen können in ihren Hoffnungslosigkeiten, „dem Nächsten zum Guten und zur Erbauung“.

Kein Mensch kann leben ohne Hoffnung. Um diese Hoffnung zu bestärken und auf einen guten Grund zu stellen, begleite uns in diesem Monat – und darüber hinaus bis in die Ewigkeit Gottes hinein – dieser Segenswunsch, den ich nun weitergeben darf:

„Der Gott der Hoffnung aber erfülle euch mit Freude und Frieden im Glauben, daß ihr immer reicher werdet an Hoffnung durch die Kraft des Heiligen Geistes.“

Dietmar Neß (nach Römer 15, Vers 4-13) ◀

Schönwaldau – ein Bethaus zieht um

Vortrag zur Grundsteinlegung des wiederzuerrichtenden Bethauses aus Schönwaldau
im Schloßpark Lomnitz, am 9. April 2011



Schönwaldauer Bethaus

Ansichtskarte 1930er Jahre

Liebe Festtagsgäste,
alle Welt rühmt die Schönheit der Rose, der Lilie – niemand aber die Gänseblümchen und den Löwenzahn. Warum ist das so? Sind sie weniger schön? – Und alle Welt kennt und rühmt drei schlesische Friedenskirchen und sechs Gnadenkirchen – kaum jemand redet von 196 (oder mehr) schlesischen Bethäusern und Bethauskirchen. Warum nicht? Sie sind wohl zu unscheinbar, wie die Gänseblümchen . . . und so will ich dafür danken, daß mir heute die Möglichkeit gegeben ist, hier etwas zurechtzurücken, unsere Aufmerksamkeit auf das Unscheinbare zu lenken, das doch zum Reichtum unserer Kultur gewiß nicht weniger beiträgt als das Schöne und Große.

Ich nehme also – zunächst – das eine kleine Kultur-Gewächs in den Blick, dessentwegen wir uns hier zusammengefunden haben: das Bethaus in – oder nun richtiger: aus Schönwaldau. Eine Gründung deutscher Siedler, als „Sonewalde“ erstmals genannt 1268, genau einhundert Jahre später, 1368, auch die Dorfkirche. Bewohner und Herrschaft wenden sich der Reformation zu. Der erste namentlich bekannte evangelische Pfarrer, Johannes Heuptmann aus Löwenberg und bisher Kantor in Hirschberg, wird am 17. Oktober 1548 in Wittenberg für Schönwaldau ordiniert.

Wir nehmen hier nur zur Kenntnis, daß es diese „Reformation“ gab und ein Jahrhundert später eine „Gegen-Reformation“. Es fällt uns Heutigen – erfreulicherweise – einigermaßen schwer, zu verstehen, daß Christenleute sich so sehr streiten und bekämpfen konnten, sehen auch wohl, daß diese Kämpfe zu einem guten Teil nicht nur dem Glaubens-, sondern auch dem Machterhalt geschuldet sind. Jedenfalls: den – gewiß durchweg – evangelischen Christen wird ihre Dorfkirche genommen, „reduziert“, also zurückgeführt in die katholische Kirche. Und zuständig ist fortan der katholische Pfarrer von Lähn. Die Dorfbewohner aber blieben ihrem lutherischen Glauben treu, trotz aller Beschwerden. Und ihr Verlangen nach ungestörter

Ausübung war so groß, daß sie binnen vier Wochen nach Einmarsch des preußischen Königs Friedrich II. – den die evangelischen Schlesier gern den „Großen“ nennen – in seinem Zeltlager in Rauschwitz vorstellig wurden: wir möchten unser Gotteshaus zurückhaben und einen evangelischen Pastor. So schnell wie erhofft ging das nicht: der König ließ zwar gerne „jeden nach seiner Fassung“ glauben, aber das Gesamtwohl des Staates (und eigenen Machterhalts), die „Staatsraison“ verlangte Rücksichtnahme: so wurden die beiden Bevollmächtigten der Dörfer Schönwaldau und Johns Dorf auf später vertröstet. Es dauerte ein ganzes Jahr, bis sie nach vielen Verhandlungen am 31. März 1742 endlich die Erlaubnis zur Gründung einer evangelischen Kirchengemeinde, zum Bau eines „Bethauses“ und einer Schule, zur Anstellung eines Pastors und eines Schullehrers erhielten. Der Grundherr, richtete im Obergeschoß seines Schlosses (dessen Baupläne von dem berühmten Baumeister Martin Frantz stammen) einen Kirchsaal ein. Am 6. April 1742 wurde in Breslau nach 88 Jahren wieder ein evangelischer Pastor für Schönwaldau und Johns Dorf ordiniert: George Gottfried Schwolcke. So war für die Gottesdienste vorerst gesorgt, und die Gemeinde errichtete zunächst Pfarrhaus und Schulhaus. Nur leider: durch Blitzschlag brannte das Obergeschoß des Schlosses im August 1748 aus; so mußte man Gottesdienst im Freien halten, beeilte sich aber außerordentlich, nun den Kirchbau voranzutreiben: Am 3. November 1748 wurde das Bethaus geweiht. Sie bauten, wie sie es von ihren Häusern kannten: Fachwerk mit Lehmausfachung. Entwurf und Bauleitung: Jeremias Maiwald aus Voigtsdorf. Er muß ein tüchtiger Baumeister gewesen sein: das Bethaus hielt stand wie nur wenige. Noch das Jubelbüchlein zum 100jährigen Bestehen weiß kein Wort der Klage über schlechten Bauzustand – da hatten anderswo schon viele, viele Bethäuser durch Neubauten ersetzt werden müssen. Nur eine Klage wird bereits bei der 50-Jahr-Feier 1792 geäußert: „Schade“, heißt es dazu im Jubelbüchlein, „daß diese unsere Kirche nicht gemauert, auch sehr dunkel und zu klein für die Kirchengemeinde ist, und man auch fast nirgends wo eine Vergrößerung und Erweiterung anbringen kann. Sie ist zu sehr eingeschränkt und beengt.“

Über das Gemeindeleben habe ich hier nicht zu berichten; es muß sehr ruhig und stetig gewesen sein, was sich unter anderem daran zeigt, daß das erste Jahrhundert nur vier Pastoren hatte. Und so wäre es vielleicht auch geblieben, wenn nicht jener 4. September 1919 gekommen wäre, über den der Gemeindekirchenrat gleich am nächsten Tage wie folgt nach Breslau berichtete: „Einem Hochwürdigem Consistorium erstattet hierdurch der Gemeindekirchenrat pflichtschuldigst den Bericht, daß die hiesige evang. Kirche (Bethaus) gestern bei einem Brande, der in dem benachbarten Gebäude durch Blitzschlag bei einem sehr heftigen Gewitter entstanden war, ein Raub der Flammen geworden

Evangelisches Kirchenblatt

für Schlesien.

Erscheint jeden Sonntag und ist durch die Post zu beziehen.

Durch die Post bezogen für Monat August 1000 M., unter Kreuzband unmittelbar vom Verlage 2500 M. — Postzeitungsliste Nr. 2572. Preis für die viergespaltene Kolonelleile 600 M., Beilagen nach Übereinkunft. — Postschektkonto Breslau 11394. — Preise freibleibend.

Anzeigen bitten wir nur an den Verlag, Hoffmann & Reiber, Görlitz, Demianiplatz 28, zu senden.

Nr. 32.

Görlitz, den 12. August 1923.

26. Jahrgang.

Inhalt: Ein neues Bethaus. — Christengemeinschaft e. B. 4. 5. — Der Mut der Selbstaufopferung. — Umschau. — Persönliches. — Briefkasten. — Bücher und Schriften. — Anzeigen.

Ein neues Bethaus.

Wer hilft?

Im September des Jahres 1919 brannte das alte Bethaus in Schönwaldau, Kr. Schönau a. R., durch Blitzschlag völlig nieder. Die Feuerversicherung zahlte 17 700 M. aus. Da zum Wiederaufbau sonst keinerlei Mittel vorhanden waren, mußte man sich behelfen. Ein Saal des Schlosses wurde für den Gottesdienst hergerichtet, die katholische Gemeinde stellte die 1654 in ihren Besitz übergegangene alte Dorfkirche zur Verfügung. In beiden Räumen wurden abwechselnd die Gottesdienste gehalten. Aber das kirchliche Leben der Gemeinde litt. Die Gottesdienste verödeten. Es fehlte das, was alle auf dem Dorfe zusammenhält, das eigene heimatliche Gotteshaus. Wenn nicht das kirchliche Leben in der Gemeinde ganz und gar verfallen sollte, mußte man trotz der Ungunst der Zeiten den Neubau wagen. Ich kam Dezember 1921 in das Pfarramt. Im Frühjahr vorigen Jahres ging man schweren Herzens aber mutig ans Werk.

Von außerhalb war nicht viel Hilfe zu erwarten, da eine große Sammlung nach der anderen das Kirchenvolk in Atem hielt. Auch von den kirchlichen Behörden konnte man naturgemäß auf große Unterstützungen nicht hoffen. So war die kleine Gemeinde, etwa 900 Seelen, im wesentlichen auf sich selber angewiesen. Nach dem Voranschlag vom März vorigen Jahres sollte der gesamte Bau mit Ausnahme von Turm und Glocken 900 000 M. kosten, wovon vertraglich ein Viertel auf das Patronat entfielen. In Wirklichkeit hat er bisher etwa 35 000 000 M. gekostet und noch mindestens die gleiche Summe wird aufzubringen sein, ehe das neue Bethaus ohne Turm und Glocken vollendet ist.

Von den bisher verausgabten 35 Millionen wurden mehr als 30 durch freiwillige Gaben der Gemeinde und des Patronates innerhalb von 14 Monaten aufgebracht! Daneben wurden alle Spann- und Handdienste umsonst geleistet, die innere Ausmalung des neuen Bethauses, die zwei Monate Zeit beanspruchte, von in der Gemeinde ansässigen Malern umsonst hergestellt. Nun aber ist die Gemeinde am Ende ihrer Kraft.

Das neue Bethaus wurde durch die unermüdlige Treue und Opferwilligkeit der Gemeinde so weit fertiggestellt, daß es am 14. Juni dieses Jahres durch Generalsuperintendent D. Haupt eingeweiht werden konnte. Aber bis zu seiner Vollendung fehlt noch viel. Es fehlen Altar und Kanzel, es fehlt das Gestühl zur Hälfte und die schon fertige Hälfte ist noch nicht ganz be-

zahlt. Es fehlt die Beleuchtungsanlage, die Verputzung von außen, die Dachrinnen, die Eingangsstufen. Auch mußte für die Orgel ein Darlehn aufgenommen werden. Im ganzen sind es nach heutigem Gelde etwa noch einmal 35 Millionen, die gebraucht werden.

Die Gemeinde hat bisher die Öffentlichkeit mit Klagen und Bitten verschont, weil sie weiß, daß es überall Nöte zu lindern gibt und daß die öffentliche Wohltätigkeit in den letzten Jahren übermäßig stark in Anspruch genommen worden ist. Liegt aber nicht doch wohl eine gewisse innere Verpflichtung der anderen evangelischen Gemeinden Schlesiens vor, der einen durch Brandunglück in Not geratenen zu helfen? Sie hat selbst bis zum Weißbrot geopfert und noch immer steht ihre Kirche von innen arm und nicht mit dem Nötigsten ausgerüstet und von außen nackt da. „Einer trage des anderen Last“, sagt Paulus. Wer mag sich und seine Gemeinde von dieser Verpflichtung freisprechen?

Für den 26. August ist uns eine Kirchenkollekte in der Provinz hemissigt worden. Wir bitten alle, die es angeht, diese Kollekte so reich wie möglich zu gestalten; aber wird sie genügen? Die Gemeinde braucht bei vorsichtiger Schätzung nach heutigem Gelde noch 35 Millionen Mark. Bis aber die Kollekte und sonstige Sammlungen abgeliefert sind, werden Wochen vergehen, und es ist anzunehmen, daß sie dann das Doppelte für dieselben Arbeiten ausgeben muß. Die kleine Gemeinde hat aus eigenen Mitteln freiwillig im Laufe von 14 Monaten 35 Millionen aufgebracht — es ist ihr wahrhaftig nicht leicht geworden — das ist nach heutigem Gelde mehr als 150 Millionen. Wird die ganze evangelische Kirche Schlesiens die Hälfte dieser Summe aufbringen können? Wenn einiges Erbarmen mit fremder Not da wäre, sicher mit Leichtigkeit! Ein jeder kann sich selbst ausrechnen, wieviel auf die eigene Gemeinde entfallen würde, wenn eine wirkliche Hilfe geschaffen werden sollte. Es ist nicht viel! Ich bitte, man wolle sich in die Lage einer Gemeinde versetzen, der ihre gottesdienstliche Heimstätte durch Feuersbrunst genommen ist, die seit 14 Monaten in stiller Treue die schwere Last des Wiederaufbaues trägt, und nun dem Zusammenbrechen nahe, einen ersten Hilferuf an die Schwestergemeinden der Provinz entsendet. Ich bitte alle Leser dieses Blattes, ich bitte vor allem die Herren Amtsbrüder, sie mögen die Sammlung für uns so gestalten, daß sie eine wirkliche Hilfe werde! Und ich weiß, daß ich nicht vergeblich bitte.

Alle Gaben, die außer der Kirchenkollekte eingesammelt oder gegeben werden, bitte ich zu überweisen auf das Postschektkonto der Ev. Kirchengemeinde Schönwaldau, Bez. Liegnitz, Breslau 44 087 für Kirchbau. Gott segne beide, Gaben und Geber!
Schönwaldau.
G. Wilde, P.

Nr. 32 wurde am 10. 8. beim Bahnpostamt Görlitz aufgetiefert.

ist. Die Altargeräte, Bilder, Kronleuchter, Gedenktafeln und alle sonstigen beweglichen Gegenstände konnten gerettet werden ..."

Die erste Rückäußerung des Konsistoriums, immerhin „schon“ nach drei Wochen, ist bezeichnend für eine Behörde: *„Wir sehen einem zweiten Bericht darüber entgegen, ob die Versicherungssumme für die Kirche bezahlt und wie sie einstweilen angelegt ist ...“*

Näherer Einzelheiten über die kommenden Jahre muß ich mich enthalten. Die Gemeinde konnte wieder einen Saal im Schloß herrichten. *„Es stellte sich jedoch bald heraus“*, lesen wir wieder in den Akten, *„daß dieser Zustand auf die Dauer unhaltbar war. Die Gemeinde gewöhnte sich an den Notbehelf nicht und blieb den Gottesdiensten fern. Es war ihr mit ihrem Bethaus ein Stück Heimat verloren gegangen, das sich durch Notbehelfe nicht ersetzen ließ. Daher verfiel das kirchliche Leben der Gemeinde in kurzer Zeit in erschreckendem Maße. Die Sehnsucht aber nach einem neuen eigenen Gotteshause blieb und wuchs.“*

Die Gemeinde war klein, die Gemeinde war arm, aber Abhilfe mußte geschaffen werden. Am 14. Mai 1922 bat man um Genehmigung *„zum Wiederaufbau des hiesigen durch Feuer zerstörten Bethauses“*; ein beigefügter Kostenvoranschlag des örtlichen Zimmermeisters Wilhelm Hoffmann belief sich auf 1.283.000 Mark. Die Summe verriet was ich nicht näher ausführen kann, und doch ist es wichtig: Dieser Wiederaufbau fällt in die Phase der Inflation. Erstaunlich, daß die Gemeinde trotz alledem im April 1923 einen Beschluß zum Kauf einer Orgel fassen kann: Kaufpreis: 14 und eine halbe Million Mark. Am 14. Juni 1923 ist Kirchweih; Festordnung: Feier im Gartensaal des Schlosses, Festzug zum Bethaus und Festgottesdienst; Festessen im Gerichtskretscham (Gedeck ca. 6.000 Mark – das hatten die Gäste also selber zu zahlen -); Gemeindeabend.

Der Neubau lehnt sich bewußt an den abgebrannten Vorgängerbau an, ist aber nicht auf dessen Fundament gesetzt (sofern es das überhaupt gab), sondern ein klein wenig von der Straße abgerückt. Das wird einerseits finanziellen Gründen geschuldet sein. Denn die Gemeinde war

klein (mit Johnsorf zusammen kaum tausend Gemeindeglieder, und zudem in den letzten Jahrzehnten deutlich geschrumpft), die Fachwerkbauweise war sicher die kostengünstigste, und: man konnte mit einheimischen Kräften und Mitteln arbeiten.

Der Neubau nach altem Vorbild hatte aber noch einen sehr wesentlichen anderen Grund: Da gab es einen jungen Kunstwissenschaftler, der hatte gerade eine kleine, feine Studie über *„Die Bethäuser und Bethauskirchen des Kreises Hirschberg“* veröffentlicht: Günther Grundmann. Der hat, so der Aktenbefund, *„den Bau des Bethauses in künstlerischer Beziehung von vornherein überwacht“*. Wie bewußt man das äußere Bild erhalten wollte, zeigt sich daran, daß man jetzt doppelwandig baute: außen Fachwerk (für das Auge), innen eine zweite Wand aus Ziegelwerk (für die Haltbarkeit) – das gleiche Verfahren übrigens, das man in den 1980er Jahren auch bei der Sanierung der großen Bethauskirche in Grünberg angewendet hat.

Und Grundmann, der dann später Provinzialkonservator und also oberster Denkmalschützer der Provinz Schlesien wurde, tat mehr: Er entwarf den neuen Kanzelaltar. Der Entwurf wird wie folgt beschrieben: *„1). Das Gerüst des Aufbaues soll aus Fichtenholz, die Ansichtsseite wie alle übrigen Holzteile der Kirche aus Lärchenholz, die Schnitzleiste aus Linde, gebeizt, hergestellt werden. 2). Die Farbe Naturholz, lasiert, ebenso wie die übrigen Holzteile im Innern der Kirche. 3). Die drei Türöffnungen sollen durch Vorhänge angeschlossen werden. Über den Türen rechts und links sollen Sprüche, in den Rahmen zwischen Altar und Kanzel ein holzgeschnitztes Bild angebracht werden. 4). Die Ausführung des Baues soll dem Zimmermeister Hoffmann, hier, dem Erbauer des Bethauses, die Ausführung des Schnitzbildes der Warmbrunner Holzschneidenschule übertragen werden.“*

Von der Holzschnitzarbeit rückte man wieder ab zugunsten eines gemalten Bildes. Ich zitiere wieder. *„Die Landschaft unter dem Cruzifix stellt unser Dorf Schönwaldau mit den es umgebenden Höhen dar. Die Skizzen dazu wurden von Herrn Dr. Grundmann nach der Natur gezeichnet, wie auch die Ausführung hier an Ort und Stelle vorgenommen werden soll.“* – Das Bild ist erhalten, irgendwann irgendwie aus Schlesien herausgebracht, irgendwo in Privathand – und es wäre wohl die Krönung des mit der heutigen Grundsteinlegung begonnenen Wiederaufbaus, wenn es gelänge, dieses Bild wieder hierher zu bekommen, an seinen angestammten Ort.

Das neue Bethaus diente seinem Zweck: die Gemeinde Jesu zum Gottesdienst zu versammeln, nur gut zwanzig Jahre. Die deutsche Bevölkerung wurde vertrieben; die das Land und das Dorf in Besitz nehmenden Polen nutzen die alte – freilich auch längst erneuerte – katholische Kirche; das Bethaus blieb ungenutzt und verfiel – vielleicht war die letzte kirchliche Handlung darin eine Trauung, die Pastor Helmut Steckel am 30. Oktober 1954 vollzog; Gottesdienste hat er in Schönwaldau nicht gehalten.

Ich kehre zum Eingangsgedanken meines Kurzvortrages – es wäre noch vieles zu erzählen! – zurück. Da hatte ich von der Rose gesprochen und von den Gänseblümchen,



Schönwaldauer Bethaus 2008

Fotos: Schloss Lomnitz

von den großen und berühmten und allseits gerühmten Friedens- und Gnadenkirchen, über denen die vielen, die kleinen, die unscheinbaren Bethäuser weithin vergessen sind. Vielleicht auch, weil es so viele sind? – oder waren? Und weil es so viele waren, etwa 200 zwischen 1741 und 1765, müssen wir fragen, was das Schönwaldauer Bethaus auszeichnet, daß es nun gleichsam aus den Ruinen gerettet werden soll. Dazu will ich noch etwas sagen; es ist kaum geändert, das, was ich in eine Stellungnahme zu diesem Wiederaufbau hineingeschrieben habe. Es gibt nämlich durchaus etwas, was dieses Bethaus heraushebt und zu etwas besonderem, ja nach meiner Kenntnis fast einmaligem macht.

Das zeigt sich deutlich im Vergleich: zwischen 1858 und 1923 sind insgesamt 25 Bethäuser durch vollständige Neubauten ersetzt worden. Alle diese Neubauten sind in Massiv-Bauweise errichtet worden, alle haben sie Kirchtürme, viele von ihnen sind in den Dörfern ganz untypische rote Klinkerbauten in schlichteren oder prunkvolleren neoromanischen und neogotischen Formen. Unter all diesen Neubauten ist das Bethaus in Schönwaldau das einzige in getreuer Rekonstruktion, das auf jedes ändernde Beiwerk, selbst auf einen Dachreiter für eine Glocke, verzichtet.

Hinzu kommt ein wichtiges zweites, eine betrübliche und erschreckende Bilanz nämlich: von den noch bis 1945/47 in ihrer ursprünglichen Baugestalt – also in Fachwerkbauweise, und das war die Mehrzahl – im Wesentlichen unverändert gebliebenen Bethäusern der Jahre 1741-1765 sind danach, soweit meine Kenntnis reicht, seitdem insgesamt 25 zerstört worden, ausgeplündert, verwüstet, verfallen, abgerissen; mindestens zwei sind durch Brandstiftung vernichtet. Nur noch drei sind als jetzt polnisch-katholische Gotteshäuser weiter oder wieder in bestimmungsgemäßer Nutzung. Diese drei noch erhaltenen Fachwerk-Bethäuser liegen alle im Kreis Grünberg (neben Grünberg selbst Boyadel/Bojadła und Liebenzig/Lubięcín). Von den vielen Fachwerk-Bethäusern des schlesischen Vorgebirges ent-

lang dem Riesengebirgskamm aber ist m. W. kein einziges mehr in dieser Ursprungsform erhalten. Um so wichtiger erscheint es, daß sich nun die Denkmalspflege letzter Reste annimmt, um das Zeugnis des Bethaus-Bauens, ihrer Architektur und ihrer Geschichte, vielleicht noch in einem Beispiel für das kulturelle Gedächtnis der Nachwelt zu erhalten.

Und wir sollten auch ein drittes nicht vergessen: daß auch der Begriff „Bethaus“ seine historisch bedingte Besonderheit hat. Eindeutig definiert ist er – wir beziehen uns hier ausschließlich auf Schlesien – nur in Bezug auf die Gotteshäuser, die zwischen 1741 und 1765 in den von Preußen eroberten schlesischen Gebieten errichtet wurden. Aus Gründen der Staatsraison und mit Rücksicht auf die kirchenrechtliche Vorstellung, daß eine Dorfgemeinde nur eine Kirche und einen Pfarrer haben konnte, durften die neuen Gotteshäuser nicht „Kirchen“ und ihre Geistlichen nicht „Pfarrer“, sondern (nur) „Bethaus“ und „Pastor“ genannt werden; als Bauweise galt Fachwerk mit Lehm-, ggf. Ziegelausfachung; Glockentürme, auch nur Dachreiter durften nicht errichtet werden. Es entstand – mit ganz wenigen Ausnahmen – der Grundtyp des schlesischen Bethauses. Als nach dem 3. Schlesischen Krieg alle genannten Beschränkungen aufgehoben wurden, blieb doch für diese Kirchen die Bezeichnung „Bethaus“ im Sprachgebrauch. Und für die zahlreichen bis an die Mitte des 19. Jahrhunderts in angelehntem Baustil in Massiv-Bauweise sanierten Bethäuser fand der Begriff „Bethauskirche“ Anwendung.

Für Neubauten/Ersatzbauten ab der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der Begriff Bethaus/Bethauskirche nicht mehr verwendet. Er blieb aber z.B. im Gebrauch bei der grundlegenden Sanierung des Bethauses in Seitendorf/Mysłów im gleichen Kirchenkreis im Jahr 1938. Und die Bezeichnung „Bethaus“ ist ausdrücklich verwendet und beibehalten beim Neubau – der Wiedererrichtung – des Schönwaldauer Bethauses 1923. Es darf und sollte daher für dieses Gotteshaus die Bezeichnung „Bethaus“ auch weiterhin als einzig angemessen angesehen werden. <

Schloß Lomnitz ist ansteckend. Etwas milder ausgedrückt: Schloß Lomnitz ist Anstiftung zum Mitmachen und Nacheifern. Dem lebhaften, gewinnenden, phantasievollen Einsatz des Schloßbesitzer-Ehepaares von Küster kann man sich kaum entziehen. Es hat, nach der 'Wende' auf den Familiensitz zurückgekehrt, aus Schloß und Villa ein Zentrum kultureller Aktivitäten im Hirschberger Tal gemacht, mit Ausstellungen, Begegnungen, Vorträgen ..., die sich der Pflege der schlesischen Kultur ebenso wie gemeinsamen deutsch-polnischen Projekten widmen. Das alles in einer Atmosphäre, die zum Mitmachen reizt und lockt. Eben 'ansteckend.'



*Das Schönwaldauer Bethaus als Modell
Foto: Neß*

Das neueste Projekt: die Neuerrichtung des halbverfallenen Fachwerk-Bethau-

ses aus Schönwaldau im Kreis Liegnitz, dem der endgültige Abriß droht, auf das Guts- und Schloßgelände Lomnitz. Es soll dort (ökumenischen) Gottesdiensten, Vorträgen und Ausstellungen dienen. Am Sonnabend, den 9. April, ist nun der Grundstein gelegt worden. In die Geschichte, auch die Besonderheiten dieses Bethauses führte Pastor em. Dietmar Neß ein (siehe voriger Beitrag). Zugleich wurde eine von Haus Schlesien, Königswinter, konzipierte Ausstellung „Zukunft-Stadt-Geschichte. Schlesische Städte gestern und heute“ eröffnet. Weltliche und geistliche Prominenz fehlte nicht, den musikalischen Rahmen bot die Capella Ecumenica aus Breslau. -ß <

Sanierungsarbeiten an der Kirche Wang

MARGRIT KEMPGEN

Wer dieser Tage zur Kirche Wang fährt, wird mit Freude feststellen können, daß die Friedhofsmauer, die bereits seit längerer Zeit mit schweren Bohlen abgestützt werden mußte, jetzt dauerhaft befestigt werden konnte.

Doch es gibt schon eine neue Baustelle. Rund um die Kirche Wang gibt es Absperungen und Leitern gehen bis hoch hinauf zum Dach. Der „Zahn der Zeit“ hat auch vor der Kirche Wang nicht Halt gemacht. Großflächig muß die Holzschindelverkleidung



erneuert und der Anobienbefall bekämpft werden. Letzteres gilt leider auch für das Innere der Kirche.

Die Kosten für die Sanierung belaufen sich auf weit über 300.000 Euro. Da die Kirche jedoch ein touristischer Magnet im Riesengebirge ist – jährlich kommen mehr als 200.000 Besucher – tat sich die Möglichkeit auf, einen Großteil der Kosten mit Hilfe eines EU-Projektes und einer Kooperation mit der Ev. Kulturstiftung Görlitz gefördert zu bekommen.

Foto: Vogel <

Ausflug ins Hirschberger Tal

Wie schön war es doch hier vor einhundert Jahren“ sagt die alte Dame neben mir im Reisebus auf der Fahrt nach Hirschberg. Sie ist bereits fortgeschrittenen Alters, aber daß sie diese Behauptung aufgrund eigener Erinnerung aufstellt, ist doch eher unwahrscheinlich. Die Betrachtung alter Fotos und Ansichtskarten kann mitunter dazu führen, sich in solcher Weise zu äußern. Und mit ihrem nächsten Satz bestätigt sie auch gleich meine insgeheim angestellte Vermutung. „Wahrscheinlich wühle ich zuviel in alten Erinnerungsstücken, da schaut man nach unten und vergißt, nach vorn zu blicken.“

Und dieser Blick nach vorn und nach rechts und links auf dem Weg durchs Hirschberger Tal wird reichlich belohnt. Vieles ist in alter Pracht wiedererstanden, von dem man vor wenigen Jahren noch hätte meinen können, es sei für immer verloren.

Da ist Schloß Lomnitz zu nennen: nach der Wende kaum mehr noch als eine Ruine, ist es Dank der Familie von Küster heute ein blühendes Anwesen, das Jahr um Jahr erweitert wird. Erst jüngst wurde hier eine weiteres Restau-

rant eröffnet, ging eine Schmiede in Betrieb und eröffnete ein Hofladen mit regionalen Angeboten seine Pforte.

Die Schlösser von Wernersdorf und Fischbach stehen kurz vor ihrer neuerlichen baulichen Vollendung. In Ersterem entsteht ein Hotel, während Ferienappartements die Hallen des zweiten wieder mit Leben erfüllen sollen.

Besonders spannend ist das Vorhaben der Gemeinde Zillerthal-Erdmannsdorf. Ihr berühmtes Schloß – Gneisnau lebte hier und Friedrich-Wilhelm III. ließ es durch Schinkel erneuern – berherbergt nach wie vor eine Schule und ist doch zu solchem Zwecke völlig ungeeignet. Sollte sich also ein finanzkräftiger Investor finden und der Gemeinde eine bedarfsgerechte Schule bauen, bekommt er das Schloß zum Geschenk.

Und auch im Innern der zahlreichen restaurierten Schlösser regt sich vielfaches Leben, mit Konzerten, Lesungen und Ausstellungen. „Vielleicht ist nicht alles so schön wie vor einhundert Jahren“, läßt sich die alte Dame wieder vernehmen „aber es ist anders schön, es lohnt sich hinzuschauen und herzukommen.“ (ANN) <



Das Deutschlandtreffen der Schlesier

CHRISTIAN-ERDMANN SCHOTT

wird vom 25. bis 27. Juni 2011 wieder in Hannover stattfinden. Zum ökumenischen Eröffnungsgottesdienst versammeln wir uns am Freitag, 25. Juni, um 17 Uhr in der im Zentrum von Hannover gelegenen Marktkirche. Für die Predigt ist der neue hannoversche Landesbischof Ralf Meister angefragt. Die Festgottesdienste am Sonntag, 27. Juni, werden getrennt nach Konfessionen auf dem Messengelände gefeiert. Beginn jeweils um 9.30 Uhr. Wir Evangelischen werden – wie 2007 und 2009 – wieder in der Münchner Halle sein. Das ist nicht optimal, aber alle anderen Möglichkeiten, die durchaus im Gespräch waren, sind noch unbefriedigender. Eine bauliche Verbesserung wird es allerdings geben.

Sehr bitte ich Pastorinnen und Pastoren auch in diesem Jahr wieder, ihren Talar zu beiden Gottesdiensten mitzubringen, damit wir zusammen einziehen können.

Außerdem unterhält die „Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e. V.“ wieder einen eigenen Stand. Er soll in unmittelbarer Nachbarschaft mit dem „Heimat-

werk schlesischer Katholiken“ aufgestellt werden. Das sieht nicht nur gut aus. Es ist auch für unsere Auffindbarkeit günstig, wenn die beiden Kirchen gut erkennbar nebeneinander platziert sind.

Dazu möchte ich noch eine weitere Bitte aussprechen: Wir brauchen viele Helfer – für den Gottesdienst und für den Stand. Ich bitte sehr herzlich um Ihre Mithilfe.

Wenn Sie sich dazu entschließen können, wäre es gut, Sie würden sich melden beim Vorsitzenden der geschäftsführenden Landesarbeitsgemeinschaft (LAG) Hannover-Braunschweig, **Herr OStR i. R. Christoph Scholz, Fritz-Reuter-Weg 29, 30938 Burgwedel Tel.: 05139-4934 oder bei mir, C.-E.Schott, Elsa-Braendstroem-Str. 21, 55124 Mainz-Gonsenheim Tel.: 06131-690488.**

Christoph Scholz danke ich auch an dieser Stelle sehr herzlich für den großen Einsatz, den er und seine LAG schon jetzt bei der Vorbereitung zeigen. So ein Treffen stellt hohe Anforderungen an uns. Umso mehr hoffen wir auf ein frohes, gesundes, harmonisches Wiedersehen in Hannover! <

Paul, Pauline und Rülps von Knüllrich

Erinnerung an einen großartigen schlesischen Humoristen

ANDREAS NEUMANN-NOCHTEN

Wir erinnern gern und viel an die Schlesier, die in Geistes, Kultur- und Kunstgeschichte Bahnbrechendes geleistet haben. Manchmal entsteht sogar der Eindruck, daß die Trauer über den Verlust der Heimat dazu führte, Erinnerungskultur nur auf die ernsthaften Dinge des Lebens kaprizieren zu müssen – sieht man einmal von Trachtengruppen, Rübezahlschnäpsen, Heimatgesangsvereinen und Mundartabenden ab. Nur um nicht falsch verstanden zu werden, ich persönlich halte diese Form der Brauchtumpflege für gut und notwendig.

Es gibt aber eben auch noch die anderen Schlesier, die zwar keine Nobelpreise nach Hause trugen, deren Namen aber zu ihrer Zeit in ganz Deutschland einen guten Klang hatten und die es verstanden ganz Deutschland zum Lachen zu bringen.

Vor 120 Jahren erblickt der kleine Ludwig – nennen wir ihn vorerst nur bei einem seiner Vornamen – in Jauer das Licht der Welt und zwar mit goldenem Löffel im Mund. Vielleicht sind es ja auch eher Brokatwindeln, die seine untere Hälfte verhüllen, schließlich ist sein Vater wohlhabender Tuchfabrikant. Entsprechend sieht natürlich auch die Lebensplanung des Vaters für seinen Sprößling aus. Schon früh bekommt der alte Herr zu spüren, daß im Sohnnemann Talente schlummern, die nur wenig, eigentlich garnicht mit dem ehrbaren Handwerk der Tuchmacherei, geschweige denn der Buchführung zu vereinbaren sind. Da kommt ihm zu Ohren, daß der Knabe in der Schule die Mitschüler mit allerlei Tierstimmenimitationen unterhält, daß er mit eindeutig humoristischer Absicht ganze Szenen

aus dem Wallenstein vorträgt und auch vor eindeutigen Parodien des Lehrkörpers, egal ob alternde Jungfer oder jovialer Mitfünfziger nicht Halt macht.

1908 erreicht Ludwig die mittlere Reife und wird – damit er auf andere, respektive geschäftsfördernde Gedanken kommt – nach Bremen expediert. Dort, in der Firma eines väterlichen Freundes, soll er sich auf die Übernahme des heimatlichen Betriebes vorbereiten. Aber der Pfiffikus vertieft sich nicht in Hauptbücher und Stoffballen, sondern nimmt lieber Schauspielunterricht und brilliert mit allerlei Rollen im Studenten-Theater. Eigentlich ist seinem Vater da schon klar, daß sein Sohn zu „nichts zu gebrauchen“ sei, dennoch unternimmt er noch einen Versuch ihn auf den Pfad kaufmännischer Tugenden zurückzuführen und verfrachtet ihn zu Geschäftspartnern nach London. Doch kaum daß er englischen Boden betreten hat, findet man ihn forthin in Varietees und Theatern und mitnichten in staubigen Kontoren.

Vielleicht, daß der Kerl ja beim Militär zur Vernunft kommt, und so sieht man den mittlerweile 19jährigen ab 1910 im 2. Schlesischen Feldartillerie-Regiment Nr. 42. Danach doch noch im Betrieb des Vaters einsteigen zu müssen, hat inzwischen dessen Pleite verunmöglicht und so betätigt sich Ludwig als „Reisender in Ölen und Fetten“. Jahre später verdichtet er diese Lebenserfahrung in einem Lied:

*Herr Linkel sagt, es hat kein' Zweck.
Herr Hoffmann sagt, das Öl sei Dreck.
Herr Piepke schreit, wohin möchte's führ'n,*

*möchte ich 'nen jeden jetzt erhör'n?
Vor Ölen und vor Fetten
kann man sich nicht mehr retten.
Die Kerle mit Benzin-Benzol'n,
die soll doch gleich der Deibel hol'n!
's ist wahr! 's ist wahr! 's ist wahr!
Pfui Deubel nochemoal!*

Als Leutnant der Reserve an der Ostfront bleibt er während des I. Weltkrieges seinem Metier treu und verfeinert seine Geräuschimitate von Auto- und Flugzeugmotoren. Nach dem Krieg, – inzwischen ist auch die Provinz mit Strom versorgt und Benzin- und Schmierstoffe sind nicht mehr gefragt – verdient er sich und seiner Familie die Brötchen als Wein-Vertreter. Dabei sinnt er nicht nur über humorige Sketche nach, sondern auch über wichtige Erfindungen. Wären seinerzeit die Klobrillen in Deutschland schon genormt gewesen, hätte sein „Reisepapierklobrillenbelag“ namens 'Lokupur' zum bahnbrechenden Hygieneartikel werden können.

Da sich der geschäftliche Erfolg als Handlungsreisender eher in Grenzen hält, macht er seine eigentliche Profession zur Geschäftsidee. Er tüfelt nicht mehr an Erfindungen sondern an Lachnummern. Und die haben enormen Erfolg. Was ist schon los in den Dörfern an Bober und Katzbach und in der Görlitzer Heide. Da kommt der radelnde Alleinunterhalter gerade recht und der Zuspruch gibt ihm recht. Bald folgen Einladungen in die Bäderorte der Grafschaft Glatz. Und als er 1924 seinen ersten Abend im Breslauer „Festhaus für Vaterländische Kultur“ gestaltet, ist sein endgültiger Erfolg nicht mehr aufzuhalten.

Das Gebäude des Oberbergamtes in der Breslauer Kaiser-Wilhelm-Straße beherbergt dazumal seit kurzem die „Schlesische Funkstunde“, deren erste Sendung, wie die Legende berichtet, mit einem Eklat ganz nach Ludwigs Geschmack endet. Der anwesende Präsident der Provinz Schlesien soll einige Worte zur Eröffnung der Sendung sagen, wobei ihm seine Zunge restlos entgleitet. Anstatt von „Schlesischer Funkstunde“ zu sprechen entfährt ihm zunächst „Funkstunke“ und bei dem Versuch den Fauxpas auszuwetzen folgen noch Begriffe wie „Funkstunze“ und „Stunkfunze“.

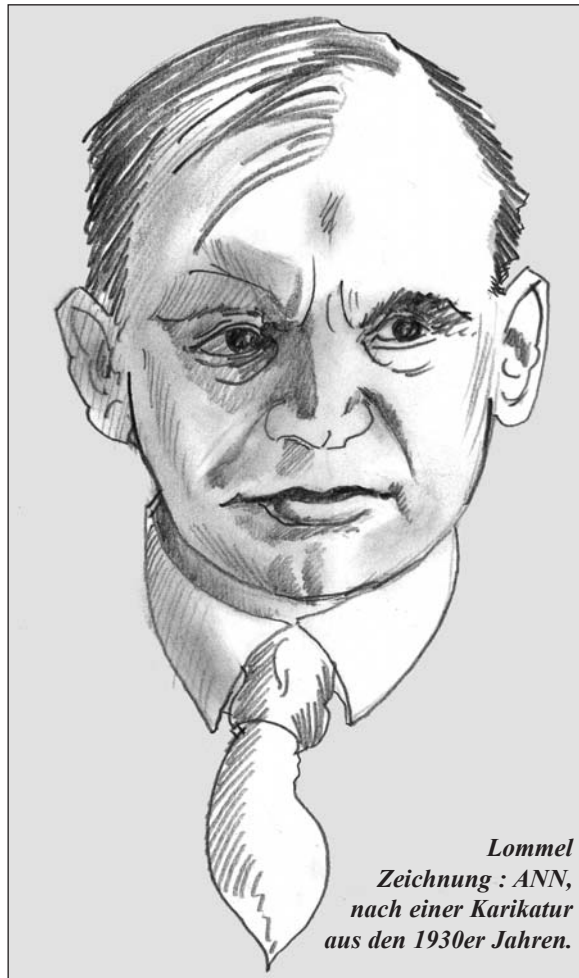
Natürlich haben längst alle erraten, daß es sich bei dem Reisenden in Humorsachen aus gutem, wenn auch verarm-

tem Hause um keinen geringeren als Ludwig Manfred Lommel handelt. Jetzt am Beginn seiner eigentlichen Karriere sei sein Name endlich preisgegeben.

Zwar ist der Sendeleiter nicht unbedingt von dem begeistert, was Lommel in seiner Mappe präsentiert, aber eine Probe seines Könnens – er spielt einen 12-Personen-Sketch – verschafft ihm sofort eine eigene Sendereihe: „Radio Runxendorf auf Welle 0,5“

Lommel entwirft für sich ein ganzes Panorama schräger Typen. Zunächst ein Dreiergespann: der schlitzohrige Paul Neugebauer, dessen Xantippe Pauline und Kutscher Herrmann, der zwar nichts sagt, dafür aber Klavier spielt. Diesen gesellt sich, je nach Bedarf, Kantor Stockschnupfen oder auch der vollkommen heruntergekommene Landadlige Rülps von Knüllrich hinzu. Auch Runxendorf selbst wächst von Sendung zu Sendung: Arztpraxis, Finanzamt, Gericht, Rathaus oder Garnison werden zum Betätigungsfeld von Paul und Pauline. Manchmal sitzen die beiden auch nur daheim vor dem Rundfunkempfänger. Lommel imitiert die Größen der Gesangswelt wie Caruso, Tauber – nichts ist ihm heilig – um sie hernach durch Paul oder Pauline nach Herzenslust zu verreißen. Daß er dabei natürlich auch das Aufsetzen der Grammophon-nadel, den Sprung in der Platte oder das Verstellen des Senders stimmlich mit einbaut, versteht sich von selbst. Ab und zu verläßt Lommel auch mal Runxendorf und begibt sich nach Berlin – natürlich nur im übertragenen Sinne. Und dann führt er stimmakrobatisch vor, welchen Geräuschen die Insassen einer Berliner „Durchschnittsmietskaserne“ ausgesetzt sind: im Souterrain zer-

sägt einer alte Möbel, um es in der Stube warm zu haben; das benachbarte Filmtheater hat ein altes und ein neues Vorführgerät, die natürlich ganz unterschiedlich Klänge von sich geben; da surrt der Bohrer in der Zahnarztpraxis und der gequälte Patient spült sich das Mundwerk; derweil zieht draußen eine Militärkapelle vorbei, ein Chauffeur kurbelt das Automobil an, steigt ein und fährt weg; Kanarienvogelgezwitzcher dringt aus einem Käfig am offenen Fenster; ein Bettler erheischt Hilfe: „*Ich bin een Opfa von den Kriech, ick war sieb'n Mal vaschüttet und acht mal fast vamißt*“ und er begleitet sein Ansinnen mit Klängen von der Okulele; Operninszenierung im Theater um die Ecke; Feuerwerk im Park und ... und ...und. Und das alles mit der Kraft und Geschicklichkeit eines Kehlkopfes und einer Zunge.



*Lommel
Zeichnung : ANN,
nach einer Karikatur
aus den 1930er Jahren.*

Aber, und das bestätigen Lebens- und Weggefährten – die ihm zugetanen ebenso wie jene, die es weniger waren – die Einmaligkeit Lommel's rührt nicht allein von seiner unübertroffenen Stimmvirtuosität her, und auch nicht die Pointen seiner Sketche und Witze machen ihn zu etwas Besonderem. Es ist vielmehr die Art und Weise seines Vortrags. Nie kriecht er ganz in seine Figuren. Natürlich ist er Paul Neugebauer und dessen Pauline, selbstverständlich Kantor Stockschnupfen und Rülps von Knüllrich, aber immer spürt man hinter jedem dieser Figuren noch den Lommel, der sich einerseits über die „Provinzpiefkes“ lustig macht und andererseits doch den Hut vor deren unverwüstlicher Chuzpe zieht. Vielleicht sind es die eigenen biographischen Höhen und Tiefen, die in ihm diese Offenheit lebendig erhalten.

Geschäftlich geht es Lommel in dieser Zeit geradezu blendend. Breslau-Runxendorf wird ins gesamte Deutsche Reich übertragen. Engagements an Bühnen bescheren ihm traumhafte Gagen. Grammophonplatten bringen seinen Humor in abertausende Haushalte und sehr viel Geld in seine Kassen. Er fährt einen Rolls-Royce, wenn auch nicht lange, da selbiger von seinem Chauffeur bei einem Ausflug zu Schrott gefahren wird.

Die Zeichen stehen gut, der „Live-Karriere“ auch eine im Film folgen zu lassen. Doch die Zeiten ändern sich. Die Nazis kommen an die Macht und aus der „gemütlich'n“ Schlesischen Funkstunde wird der Reichssender Breslau. War einst das Rasseln eines Weckers Erkennungs- und Pausenzeichen des Senders, sind es nun markige Takte eines Militärmarsches. Die neuen Machthaber betrachten „Runxendorf“ zwar nicht als „staatsgefährdend“ aber eben auch nicht als „erhaltungswürdig“. Schließlich kommt Lommel aus Schlesien, jener Provinz, die bis 1933 der SPD die Treue hielt und deren „germanische Sauberkeit wegen allzu großer Durchmischung“ als äußerst fragwürdig eingestuft wird.

Und so macht Lommel von Stund an das, womit er begann. Er zieht über die Dörfer und gibt „Lustige Lommel-Abende“.

Mit der Zeit findet er auch wieder seinen Platz im Rundfunk, allerdings vorrangig an Wochenenden. Er wird zur Truppenbetreuung zusammen mit seiner Partnerin herangezogen. Sie geben Herrn Schnick und Frau Schnack, alias Ludwig Manfred Lommel und Gisela Schlüter. Doch er ist nicht mehr der alte. Man merkt ihm an, daß der Überlebenswille des Komikers das Ruder führt, das Herz aber ganz woanders schlägt.

Inzwischen zum zweiten Mal – mit Ehefrau Karla – verheiratet, flieht er 1944 aus Berlin vor den nicht enden wollenden Bombenangriffen mit seiner Frau auf ein kürzlich erworbenes Gut östlich von Frankfurt/Oder. Doch bald stehen die Russen vor der Haustür und Lommel's gehen auf die Flucht. Zunächst wieder Berlin, dann Benneckenstein/Harz und schließlich Rhumspringe nahe Göttingen. Dann ist der Krieg zu Ende und Lommel, der inzwischen in Bad Sachsa ansässig ist, läßt „Runxendorf“ wieder auf Sendung gehen. Aber er tut es mit wohlütigem Zweck. Er besucht Flüchtlingslager, richtet Wäschesammelpunkte für Vertriebene

ein und sammelt mit unermüdlichem Eifer Sachspenden. Seine Bücher werden neu aufgelegt und zahlreiche Sender verschaffen ihm die Gelegenheit, humoristisch zu Worte zu kommen. Zu seinem 65. Geburtstag wird er durch Bundespräsident Heuss mit dem Bundesverdienstkreuz geehrt.

Und dennoch, die großen Zeiten Lommel's sind vorbei, und das liegt nicht an seinen erlahmenden Fähigkeiten, sondern vielmehr daran, daß er von der alteingesessenen bundesdeutschen Gesellschaft weniger als großartiger Komiker, denn als Teil des zu bewältigenden Vertriebenenproblems wahrgenommen wird. Es sind vorrangig seine Landsleute, die ihn sehen und hören wollen, und somit wird er unfreiwillig zu einer Art Identifikationsfigur, im guten, wie im schlechten Sinne. Lommel reist unermüdlich von Ort zu Ort, gibt seinen Paul und dessen Pauline und schert sich herzlich wenig um irgendwelche Wahrnehmungen seiner Person. Ihm ist es wichtig, mit seinem unverwüstlichen Humor Trost zu spenden und eine Brücke zu schlagen zwischen dem Einst und der Gegenwart.

Nach einem Auftritt in Bad Nauheim, am 18. September 1962 befällt ihn Übelkeit. Er begibt sich in sein Hotelbett, das er, der Rastlose, nicht mehr verlassen wird. Er stirbt am Mittag des darauffolgenden Tages an einem Herzinfarkt.

Die Zeiten haben sich geändert, so wie sie es immer tun. Lommel ist in einen Raum geschoben worden, von dem sich die Gesellschaft weithin wünscht, daß ihn die Zeit bald für immer verschließen möge. Zu sehr hat sich die Erinnerung an ihn, der selbst nicht im eigentlichen Sinne vertrieben wurde, mit dem Schicksal von Millionen Flüchtlingen verbunden.

Bleibt zu hoffen, daß die gegenwärtig zu beobachtende gesellschaftliche Offenheit in der Betrachtung eigener Geschichte auch einem Ludwig Manfred Lommel zugutekommt. Er hätte es verdient und der dank medialer Omnipräsenz weithin bis zum Schwachsinn degenerierte deutsche Humor allemal.



Schallplattenhülle aus den Nachkriegsjahren von Electrola

„Wieder einmal ausgeflogen...“

HANS HACKE

Zur elften Orgelstudienreise war vom 23. bis 28. September 2010 mit 54 Teilnehmern wieder der Verein zur Erhaltung und Erforschung schlesischer Orgeln (VEESO) von Hannover aus unterwegs. Erste Station war die wunderschöne Kirche in Görlitz-Königshufen, die aus Deutsch-Ossig, wo sie dem Bergbau weichen mußte, dorthin umgesetzt worden war. Orgelbaumeister Welde aus Zittau hatte seinerzeit die Orgel versetzt und restauriert: wir erlebten eine Perle am Anfang unserer Reise.

Über die neue Autobahn ging es nach Breslau. Unterwegs führte uns Paul Kellers kleine Erzählung „Der Bergkrach“ ein in die Bergwelt Niederschlesiens und in den schlesischen Dialekt. Einige Übersetzungen waren nötig. Der Tag schloß in der Hofkirche mit Abendgebet, Grußwort des Bischofs, gemeinsames Singen und mit dem Organisten der Hofkirche und Musikern der Hochschule.

Gegen Mittag des nächsten Tages empfing uns Prof. Gembalski, Direktor der Musikakademie Krakau, in seinem Institut zu einem Vortrag über die Geschichte schlesischer Orgeln und führte uns durch das von ihm liebevoll gestaltete Musik-Museum. Wir halten auch im KZ Auschwitz-Birkenau; der Rest der Fahrt in den Vollmond-Abend hinein ist dann sehr still. Wir singen „Wie ist die Welt so stille – seht ihr den Mond dort stehen – wir stolzen Menschenkinder sind eitel arme Sünder.“

Am dritten Tag, nun in Krakau, besuchen wir die Kreuzkirche. Um 1300 entstanden, bekam sie 1528-1533 ein phantasievolles Gewölbe; die Fresken sind ein Potpourri aus Gotik, Renaissance und Jugendstil. Orgelbaumeister Ekkehard Groß aus Waditz bei Bautzen hat dort eine historische Orgel restauriert und berichtete uns davon, dann spielte uns Prof. Dr. Cellest von der Musikschule ein

beeindruckendes Konzert. Am Nachmittag „frei“ zur individuellen Erkundung der Stadt.

26. September: Ausflug in die Hohe Tatra. Zakopane, das Dorf Chocholów mit seiner besonderen Architektur alter Holzhäuser, Maniowy, ein junger Ort, der wegen der Errichtung einer Talsperre in die Berge versetzt wurde und eine von der Orgelbaufirma Hammer, Hannover, 1993 gebaute Orgel hat.

Die geplante Fahrt nach Teschen mußten wir widriger Witterungsverhältnisse wegen abbrechen und fuhren nach Lubowitz, dem Geburtsort Joseph von Eichendorffs. In Waldenburg beschließen wir den Tag in der evangelischen Erlöserkirche. Pfarrer Szczugiel berichtet von den mühevollen Restaurierungsarbeiten; der junge Organist Arman-ski von der Schweidnitzer Friedenskirche spielt uns auf der in den zurückliegenden Jahren von Ekkehard Groß restaurierte Orgel. Zur Nachtruhe kommen wir in Voigstorf bei Hirschberg.

Der Rückreisetag bringt uns noch einen wunderschönen Aufenthalt in Görlitz und ein „Abschiedskonzert“ an der Sonnenorgel in der Peterskirche, das uns Kirchenmusikdirektor Reinhard Seeliger gibt.

Gerhard Schwarz, der große Kirchenmusiker Schlesiens aus Waldenburg, schrieb einen schönen Chorsatz zu einem Text von Theodor Storm:

„Wieder einmal ausgeflogen,
wieder einmal heimgekehrt,
fand ich doch die alten Freunde
unversehrt.“



Breslauer erzählen ihre Geschichte

„Lebensläufe aus Breslau – Zeugen der Geschichte erzählen“, so der Titel einer Ausstellung, die am 19. November 2010 mit neuen Tafeln in den Räumen der Deutschen Sozial-Kulturellen Gesellschaft in Breslau der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Anhand von kurzen Texten und Bildern werden die Lebenserinnerungen von in Breslau geborenen Menschen vorgestellt, die ganz unterschiedliche Lebensläufe hatten, aber bis heute mit der Stadt verbunden sind. Einerseits beschreiben diese Geschichten das frühere Breslau, als einen Ort, wo man noch auf dem Stadtgraben Schlittschuh lief oder im Sommer mit der Familie eine Dampfschiffahrt auf der Oder unternahm. Es sind aber auch Erzählungen von Menschen, die ihre Geburtsstadt nie vergessen haben und sich bis heute für ihre Entwicklung einsetzen.

So half Horst Milde, ehemaliger Landtagspräsident von Niedersachsen, bei der Renovierung des Königsschlusses,

Klaus-Ulrich Jacob setzte sich für die Restaurierung der Engler-Orgel in der Elisabethkirche ein. Manche Lebensgeschichten dieser Persönlichkeiten zeigen eine Annäherung nach der langen Zeit der Trennung. So erzählt eine Tafel von Dieter Siems, der das erste mal nach 45 Jahren 1989 unter noch abenteuerlichen Umständen einen Besuch in Breslau machte. Oftmals haben sich diese Menschen in der Ferne zusammengefunden, um gemeinsam die Geschichte dieser Stadt zu erforschen. Manchmal sind sie auch in ihre alte Heimat zurückgekommen, wie Frau Eusterbrock, die vor einigen Jahren aus Norddeutschland wieder nach Görlitz gezogen ist. Künstlerisch beschäftigt sie sich mit Textilien und erforscht die Geschichte der niederschlesischen Textilindustrie. Die vorgestellten Geschichten erinnern auch an schlesische Traditionen wie das Singen am Sonntag Lätare oder an Fußball in Breslau in der Vorkriegszeit.

Die Ausstellung ist das Ergebnis eines Workshops zu attraktiven Ausstellungskonzepten, der 2009 in der DSKG Breslau mit Förderung durch das Institut für Auslandsbeziehungen veranstaltet wurde. Unterstützt wurde es ferner vom Schlesischen Museum in Görlitz und der Schle-

sischen Sammlung Köln sowie aus Mitteln des Bundesministeriums des Innern, Berlin.

Aus: *Niederschlesische Informationen. Bulletin der Deutschen Sozial-Kulturellen Gesellschaft Breslau, Nr. 1/2011* <

Breslau – Kulturhauptstadt 2016 ?

ANDREAS NEUMANN-NOCHTEN

Breslau bewirbt sich um den Titel „Europäische Kulturhauptstadt 2016. Eine Entscheidung über die Vergabe des Titels könnte schon in wenigen Wochen erfolgen. Mit Breslau bewerben sich noch Warschau, das ostpolnische Lublin, Danzig und das oberschlesische Kattowitz. Die zweite „Europäische Kulturhauptstadt“ wird übrigens durch Spanien gestellt.

Der Leiter des Breslauer Bewerbungsbüros Adam Chmielewski ist überzeugt, daß Breslau den Zuschlag bekommen wird. Breslau sei eine junge Stadt, voller Dynamik und Kultur. Das gelte nicht nur für die weitgehend restaurierte Innenstadt

sondern auch für die in kommunistischen Zeiten entstandenen Außenbezirke mit ihren Plattenbauten. Als Zeichen für die Bewerbung wurde ein bunter Schmetterling und als Slogan „Raum für Schönes“ gewählt. Ähnlich, wie es Essen und das Ruhrgebiet im Jahr 2010 taten, ist geplant, die gesamte Region Niederschlesien in das Bewerbungskonzept einzubeziehen. Dabei ist auch an eine Kooperation mit Görlitz gedacht.

Allerdings stehen für das ehrgeizige Projekt nur begrenzte Mittel zur Verfügung. Bleibt zu wünschen, daß sich noch viele Sponsoren finden, die dem Unternehmen „Kulturhauptstadt“ wohlgesonnen sind. <

Bücher

Berührung mit Schlesien hat nur einer der drei Titel, die hier angezeigt sind. Der Schriftleiter hat sie auch „nur“ zum eigenen Studium – und, wie sich alsbald herausstellte – zur eigenen Bereicherung bestellt; es sei ihm aber gestattet, auf die Fundstücke hinzuweisen, für an Kunstbetrachtung und Kunstgeschichte Interessierte. Es sind drei Hefte, alle im DIN A 4 Format, alle erschienen in der Reihe „Zittauer Geschichtsblätter“, alle auf Kunstdruckpapier mit vielen Farbabbildungen, alle zu beziehen beim Verlag Gunter Oettel, Lunitz 5, Görlitz. Es sind übrigens auch drei Gründe, Zittau zu besuchen (und diesen „Winkel“ über dem ‚großen‘ Dresden nicht zu vergessen).

Die Zittauer Fastentücher.

Zittauer Geschichtsblätter Nr. 38, 2009, 44 Seiten, 6,00 Euro.

Mit „Fastentüchern“ wurden im Mittelalter während der sechswöchigen Passionszeit die prachtvollen Altarbilder bzw. -schnitzwerke der romanischen und gotischen Kirchen verhüllt – und zu Ostern wieder aufgedeckt –, ein Zeichen des Fastens, und in ihrer Bildgestaltung Anleitung zur Betrachtung des Passionsweges Jesu. Im Reformationszeitalter gerieten sie dann in Vergessenheit. Es gab/gibt diese Fastentücher nicht nur in Zittau, dort aber – nach der ‚Wende‘ sorgfältig restauriert, gleich zwei, das ‚kleine‘ im Museum, das ‚große‘ in der von wundervollen alten Grabsteinen umgebenen Kirche zum Heiligen Kreuz. Eine ganze Kirche als Museum für ein einziges – „Ausstellungsstück“? Dieses Wort kann man nur in Anführungszeichen setzen, wenn man vor diesem 8,20 Meter hohen, 6,80

Meter breiten Tuch mit seinen 90 Einzelfeldern steht, das im Jahre 1472 entstand. Eines dieser Motive meditierte die Andacht in der April-Ausgabe (Seite 50). – Die Abbildung ist freilich nicht diesem Heft entnommen, sondern (leider mit unkorrekter Übertragung der Bildlegende, die mit „der dort hängt für seine Jünger“, statt „der da hängt vor seinen Jüngern“ wiederzugeben ist) einem anderen beigegeben:

Kreuz-Zeichen.

Bilder aus sieben Jahrhunderten.

Die Sammlung Wolfgang Sternling in Zittau. Zittauer Geschichtsblätter Heft 39, 2009, 36 Seiten, 7,00 Euro.

Das Heft stellt, mit einer Vielzahl exzellenter Abbildungen,



Marc Chagall, Heilige Familie

eine dem Museum übereignete Privatsammlung von Bildern und Graphiken zum Themenbereich „Passion/ Kreuzigung“ vor, Blätter von Albrecht Dürer bis Marc Chagall, von russischen Ikonen bis Otto Pankok, um ganz Beliebiges zu nennen. Zu ausgewählten Bildern gibt es gute „Hinführungen“.

Ein drittes Heft,

Lausitzer Madonnen

zwischen Mystik und Reformation.

Heft 36, 2008, 40 Seiten, 8 Euro.

stellt in Abbildungen und begleitenden Texte Holzplastiken wie Gemälde in und aus verschiedenen Kirchen und Museen vor, u.a. aus der Peterskirche in Görlitz und dem Kloster Marienstern, auch die 21 Einzelfelder des „Marienlebens“ aus dem Großen Zittauer Fastenbuch.

Dietmar Neß <



Madonna aus der Görlitzer Peterskirche, um 1500

Joachim Otto

Görli und Gregorek

Eine fabelhafte Katzenliebe an der Neiße
deutsch/polnisch

320 Seiten, Hardcover

mit Illustrationen von A. Neumann-Nochten

Westkreuz-Verlag, Berlin

ISBN 978-3-939 721-25-3

19,90 €

„Ich werde jetzt öfter nach Görlitz kommen, ist ja ganz einfach über die Brücke“, sagt die polnische Katzendame Malina gegen Ende dieser Fabel, in der eine bunte Katzenschar mit zutiefst menschlichem Denken vorlebt, wie grenzübergreifendes Miteinander gelingen kann. Ihr katzentypisches, oftmals wunderliches Gebaren liefert dabei viel Anlaß zum Schmunzeln. Der Leser begleitet die Vierbeiner auf ihren abenteuerlichen Streifzügen durch die Straßen und Parks von Görlitz und Zgorzelec. ... Die Titelhelden sind das Görlitzer Jungkätzchen Görli und der polnische Draufgänger(-Kater) Gregorek, die sich unsterblich ineinander verlieben. Daß auch die „Zweibeiner“ diesseits und jenseits der Neiße ihre Vorbehalte mehr und mehr beiseite schieben und einfach über die Brücken gehen, um fremdes Revier zu erkunden, ist Joachim Ottos Wunsch. Mit diesem Buch möchte er Görlitzer und Zgorzelecer sowie Gäste aus nah und fern ermuntern, die Idee der europäischen Verständigung noch lebendiger zu gestalten und sich in der Europastadt Görlitz-Zgorzelec grenzenlos zu begegnen.

(Klappentext, Westkreuz-Verlag)

Es ist gewiß ein wenig außergewöhnlich, hier im „Gottesfreund auf zeitgenössische Belletristik zu verweisen, zumal sie weder aus der Feder eines großen Literaten stammt noch das schlesische Erbe in den Blickpunkt nimmt. Und dennoch soll diesem Buch ein kleiner Augenblick Aufmerksamkeit gewidmet sein, da es sich auf eigenwillige Weise des nicht immer unproblematischen Miteinanders zu beiden Seiten der Neiße annimmt.

Joachim Otto, gebürtiger Laubaner, mußte als Fünfjähriger die Heimat verlassen und lebte und arbeitete bis vor vier Jahren in Ludwigsburg. Seitdem ist er in Görlitz ansässig.

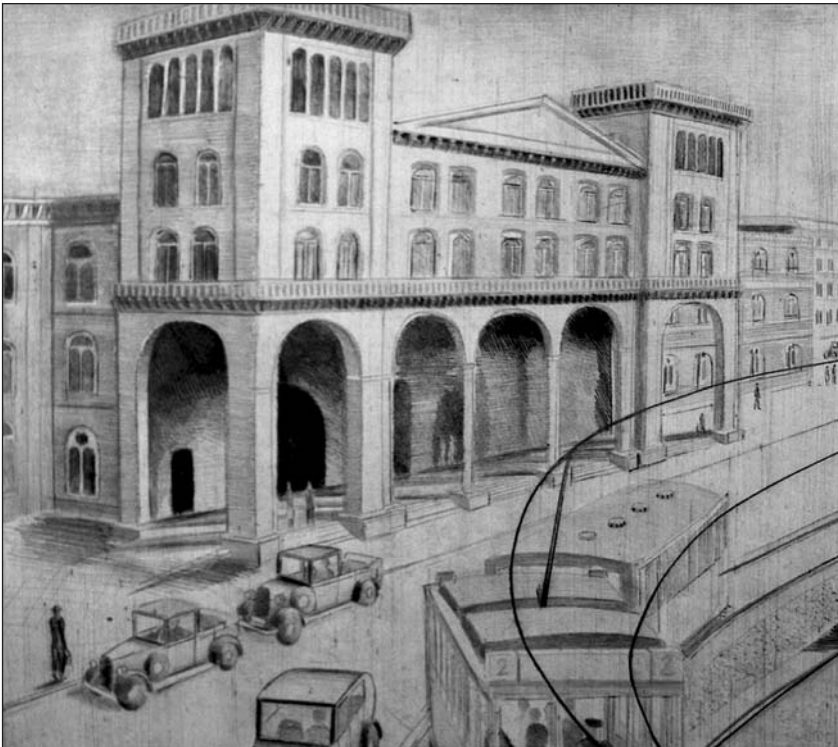
Wie angedeutet, sind es mehrere Anliegen, die Joachim Otto mit seinem Buch verfolgt. Zum einen soll es eine kindgerechte liebenswerte Katzensgeschichte sein. Das ist ihm durchaus gut gelungen, auch wenn er m. E. zu häufig und zu detailliert – und dann nicht sehr kindgerecht – auf das Fortpflanzungsverhalten von Katzen eingeht. Zugleich auch einen interessanten Stadtführer zu liefern, konnte nur bedingt in die Tat umgesetzt werden. Das liegt vor allem am fehlenden Bild- und Kartenmaterial, aber auch daran, daß er die Katzen immer wieder zu Sachkundevermittlern werden läßt: so schwadroniert z.B. der polnische Straßenkater auf mehr als einer Seite über technische Parameter der Görlitzer Landskronbrauerei. Das wirkt aufgesetzt und unterbricht vielfach den Lauf dieser schönen Geschichte.

Was nun seinen Wunsch betrifft, einen wirksamen Beitrag zum deutsch-polnischen Miteinander zu leisten, ist er von Zeit zu Zeit einer gewissen Schönfärberei erlegen, wenn er seine Geschichte im polnischen Teil von Görlitz spielen läßt. Letztlich werden wohl erst die polnischen Verkaufszahlen deutlich machen können, ob auch dieses Anliegen zum Erfolg führt.

Trotz allem handelt es sich um ein liebenswertes und darum auch sehr lesenswertes Buch, für den eigenen Bücherschrank und auch als Geschenk. (ANN) <



Illustration: ANN



Görlitzer Bahnhof



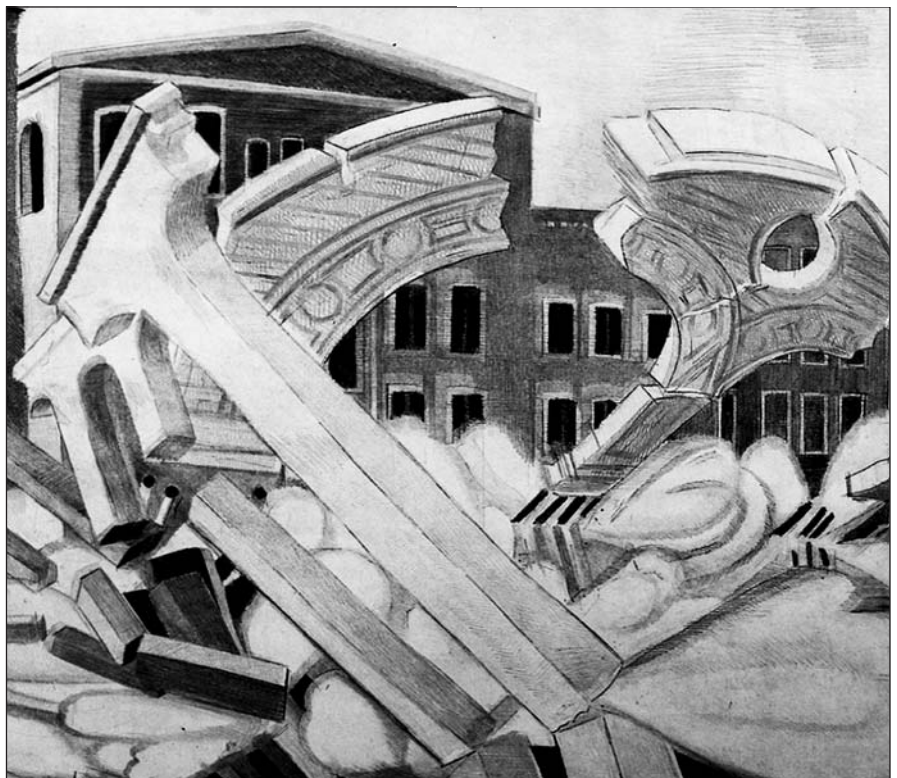
*Zwei Darstellungen des Görlitzer Bahnhofs von Erhard Groß
(li. o. und re. u., dem Ausstellungsplakat entnommen*

*Görlitzer Bahnhof in Berlin um 1930
Alte Ansichtskarte*

Bilder eines Bahnhofes
Ausstellung in Görlitz
zum 85. Geburtstag des Berliner
Maler-Chronisten
Erhard Groß

Seit fast 60 Jahren lebt der Maler und Grafiker Erhard Groß in der Nähe des Görlitzer Bahnhofs in Berlin-Kreuzberg. Von hier aus hielt er seine Beobachtungen in Bildern fest.

In Ergänzung zur Landesausstellung, die mit der „VIA REGIA – 800 Jahre Bewegung und Begegnung“, die Handelsstraße und die Verkehrswege als Mittelpunkt präsentiert, war es eine Idee, die Verbindung der Kommunikationswege weiter zu führen zum Görlitzer Bahnhof in Kreuzberg, der Zielbahnhof war für viele Menschen, die aus dem schlesischen Zipfel kamen.



1. Juni – 31. August 2011 in den Räumen der Sparkasse OL-Niederschlesien Berliner Straße 64, 02826 Görlitz
Mo, Mi, Fr 8.30–16.00, Di, Do 8.30–18.00, Eintritt frei.
Ein Projekt der Landsmannschaft Schlesien, Berlin,
in Zusammenarbeit mit dem Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg, der Sparkasse OL-Niederschlesien,
und der Juniorfirma „Studio für nachhaltige Kunst“